

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 50

Artikel: Das Gold, das Gold, das Gold ist nur Chimär
Autor: Scarpi, N.O. / Kobel, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Gold, das Gold, das Gold ist nur Chimäre

Das war, wenn ich mich nicht irre, einmal, vor grauen Jahren, der Refrain eines Couplets; und uns klang diese Weisheit ungefähr ebenso einleuchtend wie – mit Respekt zu melden – Goethes Wort von der Reihe von schönen Tagen, die gar so schwer zu ertragen seien. Doch es ändert sich die Zeit, noch immer habe ich den Eindruck, daß Goethe hier irrt, wie einer seiner Ausleger einmal mit erhobenem Zeigefinger festgestellt hat; dagegen sind meine mit Tausendern gefüllten Taschen eine Mahnung an jenen alten Satz, und fast möchte ich glauben, daß er eine relative Wahrheit enthält.

Die Tausender sind nämlich kein Nobelpreis, kein Literaturpreis der Stadt Zürich, auch kein Riesenhonorar – eben sehe ich in einer Abrechnung, daß das Verbandsblatt der Metzgermeister in München für einen Beitrag von mir fünf Mark bezahlt hat, wovon mir drei Mark fünfzig zum Vergeuden überwiesen werden – sie sind sehr einfach das Geld, das vierzehn Tage lang den Aufenthalt in einem billigen italienischen Hotel, meinem Geheimtip in Pallanza, decken soll.

Auch der erfahrenste Reisende braucht immer eine gewisse Anlaufzeit, wenn er die Grenze seines Landes gegen den Süden oder den Nordwesten überschreiten und plötzlich jeder Franken zu einem Hunderter, ja, im Süden sogar beinahe zu einem Hundertfünfziger wird. Noch rechnet man nicht genau um, die – zumal in Italien – schmutzigen Zettel, die sich Banknoten nennen, fliegen einem aus der Tasche, man gibt unsinnige Trinkgelder, schenkt dem mascalzone auf der piazza hundert Lire, ohne zu bedenken, daß das recht ansehnliche siebzig Rappen sind,

während man daheim dem dritten Hausierer des Tages nur zwanzig Rappen gibt, wenn die Wohnung keine Seife, keine Schuhbänder, keine Zahnpasta mehr zu fassen vermag. Wollte eine Regierung den Respekt vor dem Geld systematisch untergraben, sie könnte es kaum wirksamer anstellen als dadurch, daß sie die kleinsten Kinder schon mit Hundertern und Tausendern jonglieren läßt – und das nicht eben in dem reichsten Land Europas, sondern in einem, wo der Respekt vor dem Centesimo gewiß nicht weniger berechtigt wäre als hierzulande der Respekt vor dem Rappen.

Die Inflationen haben dergleichen fertig gebracht, in Deutschland war eine Milliarde ein sehr unzureichendes Taschengeld für einen Zehnjährigen, und in Oesterreich war man damals auch ziemlich mühelos Millionär. Dem Amerikaner, der an die deutsche Grenze kam und fragte: «Wieviel Mark bekomme ich für einen Dollar?» wurde erwidert: «So viel Sie wollen!»

Die Inflationen aber, die massiven Geldentwertungen haben nicht allzu lange gedauert, und an die schleichende Entwertung sind wir langsam gewöhnt worden. Und doch ist der Respekt vor dem Geld nichts gar so Unmoralisches, wenn man das Geld nicht als Geld ansieht, sondern als das Symbol für so und so viele mehr oder weniger mühsame Arbeitsstunden an der Werkbank oder an der angeblichen Noiseless. Oder auch für so und so viele Reisen, für so und so viele Langspielplatten, für so und so viele Liter Benzin. Oder als Grundlage für die angeregte Unterhaltung mit einem Steuerkommissar.

Nun hat man in Italien die schmutzigen kleinen Noten durch Aluminium ersetzt, den Hundertlireschein durch eine Nickelmünze, jetzt spricht man davon, auch Fünfhundertlirestücke zu prägen, und eine Nachricht will sogar etwas von Goldstücken im Wert von zehntausend heutigen Lire wissen, die dennoch nur siebzig Franken entsprechen würden.

Was der Fachmann da tut, weiß ich nicht; der Laie aber wird das Staunen nicht unterdrücken können. Gewiß hat die Regierung Gründe für ihr Tun und Lassen – Regierungen haben ja immer Gründe für ihr Tun und Lassen gehabt, und deshalb haben wir es auch so herrlich weit gebracht. Warum aber, fragt der Ausländer und sollte der Bürger fragen, bleibt man bei dem System der Tausender und Zehntausender stehn, statt kurzerhand eine neue Lira zu schaffen, die den Wert von einem oder wenigstens einem halben Franken hätte und sich bei festem Druck in hundert Centesimi verwandelte? In Deutschland, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten und somit auch der ewigen Wirtschaftswunder, hat man das Kunststück einer stabilen Währung mit einer recht gehaltvollen Einheit zweimal fertig gebracht, der österreichische Schilling und der belgische Franc sind auch nicht bis zu Hundertsteln degradiert worden. Der französische Franc hat, trotz allen Maßnahmen, noch immer eine gewisse Neigung zum Schaukeln nicht überwunden, es gibt offizielle und weniger offizielle Kurse, und so kann man zur Not verstehen, daß die Regierung zögert, an seiner Stelle einen richtigen Franc zu schaffen, dessen Centimes doch wenigstens ein Glas Bier oder eine Schale Kaffee bezahlen können. Selbst der Antialkoholiker wird übrigens das Bier dem Kaffee in den meisten Fällen vorziehen. In Italien aber liegt das alles ganz anders. Die Lira röhrt sich seit etwa zehn Jahren nicht wesentlich von der Stelle, mag zwischen siebenundsechzig und neunundsechzig Rappen für die hundert Lire pendeln, ist somit eine stabile Valuta. Warum entschließt man sich nicht, auch eine respektable Valuta daraus zu machen, mit Liramünzen aus solidem Metall, die einem die Tasche beschweren, statt Tausendern, die sie nur stopfen, mit Centesimi, die aus Aluminium sein dürfen, dem Sinnbild unseres Zeitalters? Für den Reisenden, der ja in der italienischen Wirtschaft eine gewisse Rolle spielt, wäre das eine Wohltat; aber ich möchte glauben, daß es auch für den Italiener manche Vorteile hätte, zum mindesten psychologische. Welch eminent erzieherische Wirkung hätte es auf den mascalzone, wenn ich ihm statt der hundert Lire, die siebzig Rappen wert sind, den Gegenwert jener zwanzig Rappen gäbe, mit denen sich hierzulande ein armer alter Hausierer begnügen muß! Oder sollte er sich am Ende, undankbar wie Kinder im Allgemeinen und mascalzoni im Besonderen sind, nach jenem schmutzigen Hundertlireschein zurücksehnen, der sofort aufhört, Chimäre zu sein, wenn ein mascalzone ihn in mehrere Tüten einer Schokoladeglacé umwandelt, die – hört es und staunt, Schweizer Glacefabrikanten! – wirklich nach Schokolade schmeckt?

N. O. Scarpi